

# So viele Erzählungen, so viele Erfahrungen, so viele Geschichten, so viele Leben!

## Ein Vorwort von Bettina Reiter

Fast scheut man zurück vor der Menge – darf man sagen: Masse? – dieser autobiografischen Entwürfe. Wer will schon so viel wissen über so viele? Sind die Geschichten nicht alle gleich, mehr oder weniger, schließlich sind es fast alles junge Leute, die hier zu Wort kommen, und alle sind Neuankömmlinge, meist 2015 oder kurz danach gekommen, in dieser großen Bewegung, die Europa erreicht hat und knapp 100.000 Menschen hier in Österreich ankommen ließ. Junge Menschen sind sowieso wortkarg, auf der Hut, müssen das schützen, wovon sie selbst noch nicht so genau wissen, was es eigentlich ist. Umso mehr, wenn sie erst kurz hier sind und sich auf Deutsch noch nicht sehr vertraut ausdrücken können.

Was also soll so spannend daran sein, diese Erzählungen – diese Berichte über sich selbst – zu erstellen, in Workshops zu erarbeiten, zu sammeln, sorgfältig zu transkribieren, zu edieren, zu setzen und in Büchern zu veröffentlichen? Nicht einmal online, sondern ganz traditionell auf Papier gedruckt!

Ernst Schmiederer macht das seit Jahren, unbeirrbar, kann man sagen. Er organisiert Schulen und andere Bildungseinrichtungen, findet Kollaborateure in Lehrerinnen und Lehrern, Verwaltungseinrichtungen, und er findet Financiers für diese GROSSE ERZÄHLUNG.

So möchte man es nennen, dieses Projekt WIR: BERICHTE AUS DEM NEUEN OE; die beiden vorliegenden Bände sind ja „nur“ zwei von mittlerweile 13 Bänden, die den Menschen in diesem Land ihre Geschichte und ihr Leben in die schreibende Hand zurückgeben. In eine Hand, von der sie oft genug nicht einmal wussten, dass sie auch so schreiben kann.

Aber die Scheu vor der Fülle weicht einem immer größer werdenden Staunen, und die Erwartung des immer Gleichen fällt auf einen selbst zurück und beschämt einen ein wenig bei der Lektüre dieser Überfülle an Geschichten, die so übervoll wie das Leben selbst sind.

Die Flucht ist zwar die Klammer rund um diese Geschichten, aber sie stellt sich als vollkommen äußeres Datum heraus, sobald man in die Berichte eintaucht. Auch wenn sie die Leben aller dieser jungen Menschen in eine andere, neue Richtung katapultiert hat, geographisch, sprachlich, kulturell, in den Westen, nach Europa, in das kleine Österreich. Die Flucht definiert sie nicht, sie ist ihnen passiert – zwar macht sie ein sonores, tiefes und brummendes Hintergrundgeräusch bei der Suche dieser Menschen nach sich selbst, aber sie wird verbucht, abgelegt, zurückgelassen. Sie gehört zu einem, aber sie soll nicht bestimmend sein. Selbst in den Berichten, in denen sich ein akuter Schmerz bemerkbar macht, eine Sehnsucht nach der Familie, die noch dort ist, woher die Menschen selbst kommen, und das ist oft genug nicht „zu Hause“, sondern schon ein Ort der Vertreibung gewesen; nach den Freunden, der vertrauten Umgebung, der Schule. Oder wenn man beim Lesen ein Gefühl von Verlorenheit, Verunsicherung durchhört, was das Hier in Wien angeht: Erzählungen von Problemen, Untätigkeit, Langeweile, keine Ahnung von den Regeln – das alles ist da, aber bestimmend soll es nicht sein.

Junge Menschen definieren sich über ihre Zukunft, über ihre Pläne und Wünsche, über ihr eigenes Lebensprojekt. Das würden sie auch in Pakistan tun, im Iran, in Syrien, in Somalia oder Nigeria, Afghanistan oder dem Irak. Denn das tun junge Menschen überall. Das ist universell, oder richtiger: das ist uns allen gemeinsam, uns Menschen.

François Jullien, der französische Sinologe, hat das Universelle vor kurzem in einem schmalen, aufschlussreichen Buch ins Zentrum seiner Kritik am europäischen Denken gestellt: „Es gibt keine kulturelle Identität“ ist der Titel und zugleich das Programm seiner Schrift.\* Er kritisiert den Begriff des Universellen als ein Konzept, das mit der Beanspruchung der ganzen Welt einhergeht und in dessen Schatten das Einzigartige, die Erfahrung, also das Individuelle verkümmert und als etwas betrachtet wird, das marginal, weil eben individuell, ist. Schließlich hat es die Hochblüte des bürgerlichen Individuums am Ende des 19. Jahrhunderts gebraucht, um die Wissenschaft des Individuellen, die Psychologie und die Kunst der Erforschung des Unbewussten, die Psychoanalyse, zu erfinden, aber beide sind eben auch wieder Disziplinen des Allgemeinen im Individuellen.

Jullien hält dem Universellen das Gemeinsame entgegen, das, was wir alle teilen. Sofort wird klar, dass dem Gemeinsamen das Normative des Universellen gänzlich fehlt, dass es sich genau von der Erfahrung des Einzelnen her entwirft und auf der Nachvollziehbarkeit der jeweiligen Erfahrung des anderen beruht.

So kennen alle, die hier ihre Geschichte schreiben, das Brummgeräusch der Flucht, sie teilen dieses Geräusch und werden es ihr ganzes Leben sofort erkennen, wenn sie es von anderen spüren oder hören. Wir hier dagegen kennen dieses Geräusch nicht (das stimmt natürlich nicht für die Flüchtlinge aus Ungarn, der Tschechoslowakei, aus Chile, der DDR, aus Bosnien, Russland und woher sonst noch Menschen den Weg nach Österreich gefunden haben, weil sie dort, wo sie waren, nicht bleiben konnten, aber für uns andere stimmt es schon). Wir haben in dieser Hinsicht einen Abstand zu den jungen Flüchtlingen, und dieser Abstand macht eine gewisse Spannung aus. Identifikation, Mitleid, konkrete Beziehung und Unterstützung, aber auch Erwartungen, Frustrationen, Ablehnung und Neid kommen aus diesem Abstand.

Der „Abstand“ ist ebenfalls ein von Jullien geborgter Begriff, der ihn als Ersatz für die Differenz vorschlägt, mit der wir, dem europäischen Universellen unterworfen, die Dinge zu betrachten pflegen. „Bei euch ist das anders“ oder „hier ist das anders“ – anstatt von „so, wie ich aufgewachsen bin, sehe ich das anders“ oder „ich kann mir vorstellen, dass das dort, wo du gelebt hast, anders aufgefasst wird“. In den ersten Formulierungen kommt der ganze Anspruch der Differenz zum Ausdruck, der implizite normative Druck, der dem Universellen innewohnt. Die zweiten Formulierungen negieren die Differenz und bestehen auf dem Abstand – der dann offen ist, einen ratlos macht und einen nächsten konkreten Schritt erfordert, von beiden. Die Differenz betont das Trennende, der Abstand macht eine Lücke, in die etwas hineintreten kann – was, bleibt offen. Man muss sich bewegen.

Hier, in der konkreten Erfahrung von Abstand zwischen mir und dem Anderen, können sich die Auseinandersetzung, die Annäherung, die partielle Angleichung, aber auch die Trennung und der Streit abspielen – in dieser Begriffsfläche bleibt es, wie man heutzutage so sagt,

\* François Jullien: *Il n'y pas d'identité culturelle. Mais nous défendons les ressources culturelles*, Paris: Éditions de L'Herne, 2016

Deutsch: *Es gibt keine kulturelle Identität: Wir verteidigen die Ressourcen einer Kultur*. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, Suhrkamp Verlag, 2016

„auf Augenhöhe“. Erst wenn aus dem Abstand eine Differenz gebastelt wird, wenn er sich verengt zu etwas Universellem, einem Anspruch, dann schrägt sich die Ebene ein und die Augen der Hiesigen schauen ins Leere, weil sie dem Gegenüber die Identitätsrutsch'n gelegt haben, auf der es natürlich ausgleiten muss.

Fallbeispiele von Abstandsvermessungen sind die beiden Bände von „WIR. HIER & JETZT.“ für uns Leserinnen und Leser – und ebenso Fallbeispiele des Gemeinsamen. Der Entwurf des eigenen Lebens in die Zukunft, die Bestimmung des Heute anhand dessen, was morgen sein soll/wird, das Vertrauen auf die eigenen Kräfte und die Verbundenheit mit denen, die einen auf dem Weg etwas zutrauen und etwas beibringen, das sind die starken gemeinsamen Züge dieser Selbstentwürfe – jede und jeder kann sich darin finden, in den eigenen Träumen und Zielen, Wünschen und Blockaden der ganz jungen Jahre. Und in der gierigen Maschinerie der psychischen und mentalen Aneignung von allem, was sinnvoll geboten wird. Und der Ablehnung dessen, was sinnlos geboten wird.

Man wünscht sich solche Workshops für alle Menschen, die hier leben – was würde passieren, wenn alle ihre eigene Geschichte selbst erzählen könnten und würden? Ich stelle mir vor, dass das Land platzen würde vor lauter Selbsterfahrung, weil sich die identitären Sicherheiten in der Feststellung von vielen konkreten Abständen auflösen würden; aber auch, dass diese Abstände genau vermessen und zerkleinert werden könnten, weil alle diese Millionen Geschichten das Besondere, Einzigartige erzählen – und in diesem Medium die Identität sich einfach in der Konkretion zerbröselte. Wie eine heruntergefallene Manner-Schnitte, auf die jemand unachtsam getreten ist.

„WIR: BERICHTE AUS DEM NEUEN OE“ arbeitet beharrlich an nichts Geringerem.

*Dr. Bettina Reiter, Fachärztin für Psychiatrie und Psychoanalytikerin,  
ist Vorstandsmitglied der Sigmund-Freud-Gesellschaft,  
Präsidentin von Refugees for Refugees sowie von Respekt.net.*